

Johano Strasser

Der Kritiker als Intellektueller

Im 18. und im 19. Jahrhundert trugen Kritiker und Rezensenten in Sachen Musik, bildender Kunst, Theater und Literatur zuweilen noch den furchteinflößenden Namen des *Kunstrichters*, obwohl sie damals genau so wenig wie heute über eine wirksame Sanktionsgewalt verfügten und ihre Urteile keineswegs unwidersprochen blieben, wie die Bezeichnung glauben machen könnte. In der Tradition der Aufklärung galt das Ästhetische ebenso als legitimer Gegenstand öffentlicher Erörterung wie das Theoretische und das Politische. Der Streit um ästhetische Fragen, um die Bewertung von Kunstwerken und Kunstrichtungen war Teil des großen Bildungsprogramms, das sich die bürgerliche Gesellschaft verordnet hatte: es ging um Geschmacksbildung, und entgegen dem Diktum, das jedem Gebildeten aus dem Lateinunterricht vertraut war, ging man ganz selbstverständlich davon aus, daß über Geschmacksfragen gestritten werden könne und öffentlich gestritten werden solle: *De gustibus est disputandum*.

Professionelle Kritiker, wie sie heute in den Feuilletons der großen Zeitungen und in den Kulturredaktionen von Rundfunk und Fernsehen tätig sind, sind es gewöhnt, über Fragen der Ästhetik mit Argumenten öffentlich zu streiten. In der Regel unterstellen sie dabei, daß ein gut begründetes Votum in der Öffentlichkeit mehr wiegt als eine bloße Bauch-Meinung, auch wenn sie aus Erfahrung wissen, daß dies leider keineswegs immer und bei allen der Fall ist. Für die Kultur der Moderne und ihre Vorstellung von Öffentlichkeit war es aber geradezu konstitutiv, daß der Kopf dem Bauch übergeordnet wurde. Die Trennung der privaten von der öffentlichen Sphäre bedeutete auch, daß vom Bürger erwartet wurde, von den bloß subjektiven Seiten seiner Individualität abzusehen und sich im Medium der Vernunft verständigungsorientiert zu äußern, wenn er sich in die öffentliche Auseinandersetzung einmischte.

Um einem naheliegenden Mißverständnis vorzubeugen: Die Verpflichtung auf verständigungsorientierte Diskursformen bedeutete nicht, daß man zum Zwecke der Beurteilung des Kunstwerks daraus allein den kognitiven Kern herauszupreparieren hätte, um ihn in theoretischen Aussagen zur Diskussion zu stellen. Vielmehr ging es allein darum, das Kunstwerk so darzustellen, das Kunsterlebnis so zu vermitteln, daß anderen der Nachvollzug ermöglicht wurde. Eine Verpflichtung zu kühler Nonchalance war damit nicht verbunden. Auch ein leidenschaftliches Plädoyer für das eine und die leidenschaftliche Ablehnung eines anderen Werks war keineswegs anstößig, wenn der Kritiker für seine leidenschaftliche Parteinahme Gründe beibrachte.

Zur Begründung der gesellschaftlichen Rolle von Intellektuellen und Kritikern genügte in der Regel eine einfache Überlegung: Da die Voraussetzungen zur Teilnahme an einem öffentlichen Gespräch über Fragen der Politik, der Wissenschaft und der Ästhetik durchaus nicht bei allen Menschen gleich entwickelt sind, können und sollen Intellektuelle allgemein und Kritiker im besonderen sich als nützlich erweisen, indem sie dazu beitragen, Standards vernünftiger Kommunikation zu etablieren und in diesem Sinne *stilbildend* zu wirken. Entsprechend sahen Intellektuelle und Kritiker ihre vornehmste Aufgabe darin, jene Kultur des begründeten Urteilens zu schaffen und zu erhalten, die nach den Vorstellungen der Aufklärer für ein Klima der Zivilität und damit auch für die Demokratie grundlegend ist. Lessing verkörpert diesen Typus für Deutschland vielleicht in der reinsten Form.

Aber spätestens seit Foucault – eigentlich schon seit Adorno/Horkheimers *Dialektik der Aufklärung* - ist die Aufklärung in den Verdacht geraten, im Namen der Emanzipation des Individuums den Boden für neue Formen der Versklavung und Unmenschlichkeit bereitet zu haben. Die vor allem in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts vollzogene Neubewertung der Aufklärung hat auch die Intellektuellen und mit ihnen die Kritiker ihres Nimbus beraubt. Sie gelten heute vielen

als anmaßende Volkserzieher, gegen die sich das Publikum das Recht auf sein eigenes Urteil erst wieder erkämpfen muß.

Das Publikum – und in gewisser Weise auch der Kritiker selbst. Jedenfalls scheinen gelegentlich auch Profis des Kritikergeschäfts den Zwang zur Rechtfertigung ihrer Urteile vor der großen Öffentlichkeit als lästige Fessel zu empfinden. Im Videoblog finden wir seit einiger Zeit Kritiker, die ihrer Subjektivität ungehemmt freien Raum lassen. In der kleinen Öffentlichkeit des Blogs tritt an die Stelle der sonst geforderten Allgemeinheit das Besondere, Individuelle, zuweilen gar das radikal Subjektive. Hier spricht der Kritiker als Privatmensch, wie unter Freunden oder im Familienkreis: geradheraus, aus dem Bauch, ohne den Filter der verständigungsorientierten Vernunft. Matthias Matussek hat seine im Printmedium *Spiegel* erworbene Autorität genutzt, um mit seinem Videoblog *Kulturtipp* auf *Spiegel online* seiner Subjektivität die Zügel schießen zu lassen. Ganz ähnlich der Literaturredakteur der *FAS* Volker Weidemann, der sich im Blog erlaubt, was er sich im Printmedium (vorerst) wohl nicht gestatten würde, nämlich als Beurteilung eines Buches nurmehr vorzubringen, es sei so schlecht, daß er es nur bis Seite dreißig geschafft habe.

„Im Videoblog“, schrieb Ijoma Mangold in der *Süddeutschen Zeitung* vom 30.11. 2007, „geht es auffallend häufig um Mögen und Nicht-Mögen. Gerne auch in ausdrücklich privater Ausrichtung.“ Im Gegensatz dazu geht es nach Mangolds Meinung im klassischen Zeitungsfeuilleton noch anders zu: „In einem herkömmlichen Medium“, so Mangold, „muß der Journalist immer zumindest den Schein einer verallgemeinerungsfähigen These, die es auf den Gesellschaftszustand insgesamt abgesehen hat, anstreben.“ In der Tat scheint die Schriftlichkeit und die bewußte Hinwendung zur großen Öffentlichkeit immer noch eine disziplinierende Funktion zu haben. Ob das aber immer so bleibt, ist keineswegs sicher, denn auch den Nutzern der herkömmlichen Medien ist oft die – tatsächliche oder vermeintliche – Authentizität des Sprechenden oder Schreibenden wichtiger als die

Triftigkeit seines Urteils, was bei manchem Kritiker auch dort die Neigung zur Selbstinszenierung verstärkt.

Der Literaturwissenschaftler Sebastian Domsch, selbst immer wieder auch in der Rolle des Kritikers hervorgetreten, hat vor einiger Zeit der *Demokratisierung* der Literaturkritik das Wort geredet, indem er die Kundenrezensionen bei Amazon als beispielhaft herausstellte: „Bei Amazon ist die Vorstellung, es sei die Aufgabe des Kritikers, das Publikum zu seinem hehren Kunstideal heraufzubilden, durch den Servicegedanken ersetzt worden. Der Kunde wird nicht gezwungen, sich zu den kritischen und argumentativen Standards des gehobenen Rezensentenwesens hinaufzuschwingen, er kann sich Geschmacksstatthalter wählen, die Urteile ganz in seinem Sinn treffen, ohne dass er selbst mit dem mühevollen Prozess der Urteilsfindung zu schaffen hat. Amazon ersetzt mit der Kundenrezension den Kunstrichter durch Volkes Stimme... Zum wichtigen Kritiker steigt dabei auf, wer den Geschmack möglichst vieler möglichst genau trifft.“

Was hier *Demokratisierung der Kritik* genannt und, wie es scheint, als solche begrüßt wird, würden die meisten professionellen Kritiker womöglich als Emanzipation des Banausentums bezeichnen. Zwar hat auch die Kritik in der aufklärerischen Tradition insofern eine demokratische Funktion, als sie die ästhetische Emanzipation des Publikums erklärtermaßen fördern will, indem sie paradigmatisch vorführt, wie man vernünftig über ästhetische Fragen urteilen kann. Der Unterschied freilich zu dem, was Domsch unter *Demokratisierung* der Kritik versteht, besteht darin, daß der klassische Kritiker nicht nur bestehende Präferenzen bestätigt, sondern seinem Publikum die Anstrengung des Begriffs, die Revision seiner Vorurteile, womöglich gar einen radikalen Blickwechsel zumutet. Für den Kritiker in der aufklärerischen Tradition wäre gerade nicht erstrebenswert, was Domsch der *demokratischen Kritik* zugute hält:

„ Wer sich auf das Verfahren der demokratischen Kritik einlässt, kann daher kaum enttäuscht werden, denn er kauft ja nur, was er ohnehin schon so oder ähnlich im Regal stehen hat.“

Daß es hochfahrende Intellektuelle und arrogante Kritiker gibt, die sich dem normalen Kulturverbraucher haushoch überlegen dünken, die in hermetischer Sprache und in der Allüre der Allwissenheit ihre Urteile fällen, ohne sich lange um Begründungen oder gar um eine dem Normalbürger verständliche Sprache zu kümmern, ist nicht zu leugnen. Auch war das Kritikergeschäft schon in seinen Anfängen, etwa bei Lessing oder bei Friedrich Schlegel, keineswegs immer eine ausgewogene Veranstaltung; vielmehr spielte die Lust an der pointierten, zuweilen auch gehässigen Formulierung, spielten Spott und Angriffslust eine beträchtliche Rolle. Was – das füge ich als Schriftsteller hinzu – dazu führte, daß Autoren sich nur selten von Kritikern angemessen gewürdigt sahen und allzu oft beleidigt auf Kritik reagierten. Dennoch muß die Frage gestellt werden, ob die Figur des klassischen Intellektuellen und des professionellen Kritikers per se schon *undemokratisch* ist? Ist es undemokratisch im öffentlichen Gespräch, in der politischen oder ästhetischen Auseinandersetzung darauf zu bestehen, daß vor allem Argumente zählen? Ist es demokratischer alle, auch die irrationalsten Meinungsäußerungen als gleichberechtigt zu akzeptieren, statt zu verlangen, daß vernünftige Gründe vorgebracht werden? Zeugt es von demokratischer Gesinnung, wenn man dem Publikum nach dem Munde redet?

Wir berühren hier ein Grundproblem der modernen Demokratie. Das Wahlrecht an Bildungsvoraussetzungen zu knüpfen, wie es den frühen Republikanern vorschwebte, haben die modernen Demokratien zurecht abgelehnt. Bei Wahlen und Abstimmungen darf es, wenn es denn überhaupt demokratisch zugehen soll, keine qualitative Gewichtung der Stimmen geben, weil dies der Manipulation und der Willkür Tür und Tor öffnen würde. Andererseits sind wir alle davon überzeugt, daß viele die an der Willensbildung in der Demokratie teilnehmen, die entscheidenden Sachverhalte, um die es geht, nicht oder nicht wirklich gründlich verstehen. (Wenn wir ehrlich sind, werden wir sogar einräumen, daß auch wir selbst gelegentlich bei Dingen, über die wir abstimmen, nicht durchblicken.) Das allgemeine Wahlrecht unterstellt dennoch, daß alle

erwachsenen Bürger kompetent an der politischen Willensbildung teilnehmen. Hierin liegt ein – wahrscheinlich unvermeidbarer - *utopischer* Zug des modernen Demokratiekonzepts.

Nun hat sich dieser utopische Zug aber, wie die Geschichte zeigt, im ganzen nicht zum Nachteil, sondern eher zum Segen für die Menschheit ausgewirkt. Dadurch, daß mehr Mündigkeit unterstellt wurde, als je empirisch hätte nachgewiesen werden können, kam ein Prozeß in Gang, der tatsächlich – nicht immer und überall und mit schrecklichen Rückschlägen, das ist wahr, aber im großen und ganzen – zu mehr Mündigkeit führte. Jedenfalls war dies die Hoffnung der frühen Demokraten: daß die unterstellte Mündigkeit in der Praxis allmählich mehr und mehr Realität werden würde. Gelingen konnte dieses waghalsige Experiment aber nur, wenn sich ein Raum der Öffentlichkeit etablierte, in dem der Zwang zur argumentativen Rechtfertigung des eigenen Standpunkts entscheidende Impulse zu Aufklärung und Selbstaufklärung gab.

Es ist offensichtlich, daß Domsch mit dem, was er *Demokratisierung der Kritik* nennt, auf einen ähnlichen Prozeß setzt. Freilich kommt in seinem Amazon-Modell ein entscheidendes Element zu kurz: der Zwang zur Rechtfertigung der eigenen Meinung und Entscheidung in einem Raum der Öffentlichkeit. Allzu leicht kann sich der in die Mündigkeit entlassene Kundenrezensent, den Domsch zum *Volkskritiker* adelt, kann sich der Amazon-Kunde der Provokation durch Auffassungen und Wertungen entziehen, die den eigenen entgegenstehen. Er kann sich, wie Domsch schreibt, „Geschmacksstatthalter“ wählen, die seine bisherigen Geschmacksurteile nur immer wieder bestätigen und ihn ansonsten unbehelligt lassen. Das eigentlich produktive Element der aufgeklärten Öffentlichkeit aber besteht gerade darin, dass sich unterschiedliche Auffassungen argumentativ aneinander abarbeiten und daß öffentliche Wertschätzung letztlich nur dem Urteil zukommt, daß sich im Streit der Meinungen bewähren konnte.

Wo dieser Anspruch nivelliert wird, kann die eigentlich aufklärerische Aufgabe, die Überwindung von Vorurteilen und das, was im Aufklärungszeitalter *Geschmacksbildung* hieß, nicht gelingen. Vermutlich ist es nur realistisch, anzunehmen, daß die hierfür erforderlichen qualitativen Maßstäbe sich nur durchsetzen können, wenn sie von dafür besonders qualifizierten Personen paradigmatisch vorgeführt werden. Wie der klassische Intellektuelle sich als paradigmatischer Citoyen verstand, so demonstrierte der professionelle Kritiker den vernünftigen und sachverständigen Umgang mit den Gegenständen der Ästhetik. Der Kritiker in der Konzeption der Aufklärung ist sachverständig, aber zugleich insofern Generalist, als er über sein Fach hinaus den Blick auf seine Zeit und die gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen er lebt, richtet. Sein Urteil beruht auf Gründen, die er öffentlich darlegt, die keineswegs für alle verbindlich sind, aber von allen vernünftigen Individuen verstanden werden können. Er ist Streitbar und zugleich Verständigungsorientiert; es geht ihm nicht um seine eigene subjektive Empfindung, sondern um nachvollziehbare Erfahrung. Sein Publikum ist die Gemeinschaft der Gebildeten und der Kunstverständigen. Sein Bestreben aber ist es, diese Gemeinschaft Schritt für Schritt zu erweitern, bis sie im Idealfall alle umfaßt.

Der demokratische Adel des klassischen Intellektuellen bestand darin, daß er seinen privilegierten Zugang zur (Medien-) Öffentlichkeit als Verpflichtung interpretierte, für die zu sprechen, denen vergleichbare Möglichkeiten, sich öffentlich Gehör zu verschaffen, nicht offenstanden. In ähnlicher Weise könnte der Kritiker seine privilegierten Möglichkeiten des Zugangs zur Medienöffentlichkeit und seine intimere Sachkenntnis in den Gebieten der Musik, der Kunst, des Theaters, der Literatur als Verpflichtung betrachten, denen, die sich mit diesen Gegenständen nicht professionell befassen können, die Maßstäbe an die Hand zu geben, die sie brauchen, um ihr eigenes begründetes Urteil zu fällen. Dies wäre eine andere emanzipatorische und demokratische Funktion der Kritik als die des von Domsch beschworenen *Geschmacksstatthalters*, der den Kulturbürgern nach dem Munde redet.

Der Kritiker hat sich heute also zu entscheiden, in welche demokratische Tradition er sich stellen will, in die aufklärerisch-republikanische mit ihrer Perspektive der Geschmacksbildung, die unvermeidlich auch immer etwas Volkserzieherisches hat, oder die des marktradikalen *laisser faire* und *anything goes*, bei der am Ende die Verkaufszahlen und die Einschaltquote über Wert oder Unwert entscheiden. Wenn er sich für die erstere Variante entscheidet, sind eitle Selbstbespiegelung und snobistisches Insidergehabe ebenso falsch wie der Kotau vor vermuteten oder tatsächlich bestehenden populären Trends.

Aude sapere, habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen – diese Forderung Kants aus seiner berühmten Schrift *Was ist Aufklärung?* ist heute so aktuell wie zu seiner Zeit. Mut braucht der Kritiker vor allem, um der fortschreitenden Ökonomisierung und Kommerzialisierung der Kultur entgegenzutreten, die sich als Demokratisierung tarnt. Der Dienst, den er dem Publikum erweist, besteht nicht darin, es in seinen Präferenzen zu bestärken, wie es ein Großteil unserer Medien – vor allem, aber keineswegs *nur* die privaten Rundfunk- und Fernsehsender - tun. Seine Aufgabe ist es, sich der profitgesteuerten Tendenz zur bequemen und störungsfreien Unterhaltung zu widersetzen und daran zu erinnern, daß sich die Welt der Kultur in ihrer Größe und Großartigkeit nur dem erschließt, der sich von *aktiver* Neugier leiten läßt, der sich aussetzt, der, um ein Wort Peter Rühmkorfs zu zitieren, *erschütterbar* bleibt und Verstörung nicht fürchtet.

Das heißt keineswegs, einer bierernsten Kulturpflicht das Wort zu reden, der das Publikum dann doch nur beflissen oder widerstrebend, aber stets mit saurer Miene, genügen würde. Musik, Kunst, Literatur, Theater sind Quellen des Genusses. Unterhaltung ist nicht per se etwas Schlechtes. Aber wenn das Publikum nicht mehr herausgefordert wird, wenn es sich selbst nicht mehr herausfordert, unterhält es sich unter seinem eigenen Niveau, ist staubige Kulturroutine oder kulturelle Verflachung das absehbare Ergebnis.

Intellektuelle, auch Kritiker, die sich in dem hier gemeinten Sinn als Intellektuelle verstehen, sind keine modernen Priester, wie der Soziologe Helmut Schelsky in den 70er Jahren in seinem Buch *Die Arbeit tun die anderen* insinuierte. Sie verwalten nicht ein der Masse verborgenes Numinosum, sie urteilen nicht im göttlichen Auftrag über gut und böse, wahr oder unwahr, Kunst oder Kitsch. Ihre Rolle ist ganz und gar von dieser Welt. Sie sind, wenn es gut geht, Initiatoren oder Katalysatoren einer gesellschaftlichen Selbstverständigung über ästhetische Fragen, in der das Publikum eine aktive und nicht nur passive Rolle spielt. Wenn sie sich uneitel in den Dienst am Publikum stellen, werden sie so verfahren, wie die ersten Propagandisten der Demokratie verfahren: sie unterstellen Laienkompetenz, obwohl oder gerade *weil* sie wissen, daß sie zu großen Teilen erst noch entwickelt werden muß.

Jaja, ich weiß, es gibt gute Gründe, daran zu zweifeln, daß die Art und Weise, wie in unserer Gesellschaft öffentlich mit politischen und ästhetischen Fragen umgegangen wird, wirklich aufklärerisch wirkt. Die Vermachtung der Öffentlichkeit, die Abhängigkeit der Medien von Werbeeinnahmen und ihre allzu offensichtliche Rücksichtnahme auf ökonomische Interessen, der Verfall der Lesekultur und damit der subjektiven Voraussetzungen emanzipierter Zivilität – vieles wäre hier zu nennen, was zur Skepsis Anlaß gibt. Aber wir haben kein besseres Konzept zur Verfügung, als immer wieder – auch *contra factum* - darauf zu setzen, daß der Zwang zur öffentlichen Rechtfertigung letztlich und im großen und ganzen sich doch heilsam auswirkt. Statt an der Möglichkeit des aufklärerischen Verfahrens zu verzweifeln, sollten wir lieber darüber nachdenken, wie wir die Bedingungen für sein Funktionieren verbessern könnten – auch wenn uns das womöglich zu radikalen Konsequenzen nötigen würde, von denen wir gebrannten Kinder des 20. Jahrhunderts vielleicht ein wenig vorschnell meinten, daß wir sie im 21. vermeiden könnten.